

sich selbst als derartige Systeme zu verstehen, andererseits wissen sie sich aber auch zur verantwortlichen Gestaltung der gesellschaftlichen Welt aufgerufen, weil sie ja auch wieder zu dieser Welt gehören, die zur neuen Welt Gottes werden soll.

Darum sind die christlichen Gemeinschaften kein Schonraum innerhalb der gesellschaftlichen Systeme, in die der Mensch aus der Gesellschaft fliehen kann, sondern sie stellen in diesen Systemen den Bereich einer neuen, verdankten Freiheit dar, die die bestehenden gesellschaftlichen Systeme in Frage stellt und herausfordert zur Umwandlung in diese Freiheit. Daher muß der Christ die gesellschaftlichen Systeme ernst nehmen, sie in ihren die Freiheit verhindernden oder falsche Freiheit verheißenenden Zwängen⁶ erkennen, weil er selbst eine Freiheit erfahren hat, die über jede vom Menschen erdachte und erwirkte Freiheit schon hinaus ist, weil sie die Freiheit Gottes ist.

Eschatologische Ent-täuschungen

Franz-Josef Steinmetz SJ, München

Es ist noch nicht sehr lange her, da diskutierte man in Theologenkreisen heftig über ein Phänomen, das im Leben der Urkirche eine entscheidende Rolle gespielt habe. Es wurde kurz die Parusie-Enttäuschung genannt. Man ging von der begründeten Annahme aus, daß die ältesten christlichen Gemeinden – sowohl die paulinischen als auch die palästinensischen – in hochgespannter Erwartung der Vollendung der Gottesherrschaft und der „Wiederkunft“ Jesu lebten. Die ersten Christen verstanden unter Parusie allerdings nicht – wie es die deutsche Übersetzung durch „Wiederkunft“ nahelegen kann –, daß Jesus nach zeitweiliger Abwesenheit bald ein zweites Mal wiederkommen würde, sondern sie rechneten damit, daß er mit göttlicher Herrlichkeit ausgestattet bald als Weltenrichter erscheine und

⁶ Vgl. Metz, Johann Baptist: *Kirchliche Autorität im Anspruch der Freiheitsgeschichte*, in: Metz, Johann Baptist / Moltmann, Jürgen / Oelmüller, Willi: *Kirche im Prozeß der Aufklärung*, München 1970, S. 70 ff.

das Ende aller Geschichte mit sich bringe (Parusie heißt einfach Ankunft oder Dasein). Diese Vorstellung sei eine Täuschung gewesen.

Die Diskussion bezog sich einmal auf das Phänomen der Naherwartung als solches, dann aber auch auf die Frage, ob die Urkirche ihre Erwartung vor allem vertieft und differenziert *oder* notgedrungen und enttäuscht aufgegeben habe. Inzwischen sind die Wogen der Diskussion weitgehend geglättet. Es darf als gesichert gelten, daß Parusie-Erwartung die Frömmigkeit der ersten Christen spürbar mitbestimmt hat¹. Nicht zutreffend ist hingegen die Behauptung, diese Erwartung sei, wenigstens an einigen Stellen des Neuen Testamentes, auf bestimmte chronologische Termine fixiert. Adventistische Schwärmer sind zumindest die führenden Urchristen niemals gewesen. Richtig ist, daß bestimmte Passagen des Kerygmas schon damals schwärmerisch mißdeutet wurden und in der Folge zu Mißständen führten, die von den Aposteln und Evangelisten korrigiert werden mußten. Sicher kann man vermuten, daß Paulus anfänglich noch mit dem Eintreffen der Parusie zu seinen Lebzeiten rechnete. Absolut bewiesen scheint auch das nicht zu sein. Es bleibt eine Frage der Auslegung. Was sich feststellen läßt, ist ein gewisses Nachlassen der eschatologischen Spannung, sind verschiedenartige Ausdrucks-Schemata und Bilder² vom Weltende, ist die offenbar notwendig gewordene Auflösung sprachlicher Engführungen in eine differenziertere Vorstellungswelt. Der fundamentale „unaufgebbare Sachverhalt“, der in allen eschatologischen Texten der Schrift zum Ausdruck kommen will, ist im Grunde der gleiche: die Zusage und Ansage der Treue Gottes, die schließlich über alle Mächte des gottwidrigen Äons triumphieren wird³.

Heute bewegen uns scheinbar ganz andere Fragen. Auch wir haben mit mancherlei Enttäuschungen zu kämpfen. Aber die Grund-Enttäuschung der Urkirche, die Parusie-Problematik, scheint uns weniger interessant. Man betrachtet sie als bloß historisches Subjekt, als ein Kuriosum aus vergangenen Zeiten. Ob wir gut beraten sind, wenn wir so urteilen? Ob nicht zwischen den verschiedenen Enttäuschungen doch tiefere Beziehungen herrschen, als es zunächst den Anschein hat? Dann käme es jedenfalls, wie in der Urkirche, mehr darauf an, die eschatologische Enttäuschung zu verarbeiten. Oder lassen sich die Aspekte trennen? Sehen wir zu.

¹ Vgl. W. Thüsing, *Erhöhungsvorstellung und Parusieerwartung in der ältesten nach-östlichen Christologie* (SBS 42), Stuttgart 1969.

² Vgl. F. J. Steinmetz, *Protologische Heil-Zuversicht. Die Strukturen des soteriologischen und christologischen Denkens im Kolosser- und Epheserbrief*, Frankfurt 1969.

³ Vgl. G. Greshake, *Auferstehung der Toten* (Koinonia. Beiträge zur ökumenischen Spiritualität und Theologie, Bd. 10). Essen 1969.

I.

Unsere Zeit ist gekennzeichnet durch *Austritte, Rücktritte und Scheidungen* verschiedener Art. Das Phänomen ist weltweit. Es trifft die Kirche so hart wie die sogenannte profane Gesellschaft. Es hat vielerlei Gesichter. Minister melden ihren Rücktritt an, Priester geben ihr Amt auf, Verheiratete klagen nach zwanzigjähriger Ehe auf Scheidung, Ordensleute verlassen ihre Gemeinschaft, Arbeiter kündigen und streiken, Abgeordnete wechseln die Partei . . .

Wir verstehen uns recht. Selbstverständlich muß man bei alldem unterscheiden. Die Motivationen können verschieden sein, und sie sind es. Man kann zur Trennung berechtigt sein, und oft ist es so. Bedenklich scheint jedoch, daß ein Motiv vorherrschend ist, was kritischer zu beleuchten wäre: die Klage über die menschliche Unvollkommenheit des Partners, das Verlangen nach einer besseren Welt, einer gerechteren gesellschaftlichen Ordnung. Man trennt sich, weil man anderswo besser zuretzukommen meint; man läßt sich scheiden, weil man sein Leben in der bisherigen Form nicht mehr ertragen konnte.

Noch einmal: Es soll hier kein Urteil gefällt, sondern nur ein Phänomen erhellt werden; es geht uns um ein tieferes Verstehen. Was also ist die Ursache jener so verwirrenden Wechsel und Trennungen? Warum zerbrechen so viele Gemeinschaften und Ehen? Eine Antwort, die – vielleicht nicht immer mit dem gleichen Ausdruck, aber doch dem Inhalt nach – landauf, landab zu hören ist, lautet: Schuld daran ist die Enttäuschung, wir sind zu sehr enttäuscht worden. Fragt man weiter und genauer, was denn eigentlich so sehr enttäuscht habe, so verweist man auf die Ungerechtigkeit der Umgebung, die Lieblosigkeit und den Egoismus der Gesellschaft. Man klagt aber ebenso über Unvollkommenheiten verschiedener Art, über Engherzigkeit und Dummheit, über Konservatismus oder Progressismus, über Mangel an Verantwortungsbewußtsein und Leichtfertigkeit usw., und schließlich über die allgemeine Langeweile und Fadheit des Daseins. Die Zahl der Argumente ist groß und hat doch immer wieder diesen einen Namen: Enttäuschung.

Wer wäre so unmenschlich, daß er dafür kein Verständnis aufbrächte? Mit tief sitzender Notwendigkeit suchen im Grunde alle Menschen das Ideal. Wir verlangen nach etwas, was wir uneingeschränkt loben können. Erst wenn wir dieses „Etwas“ gefunden haben, sind wir gewissermaßen ohne Beschwerde und Sorge, jenseits von allem, selbstvergessen. So heißt es schon im alten Exerzitienbuch des Ignatius von Loyola: Der Mensch ist geschaffen, um zu loben⁴. Daher ist zu fragen, ob wir dieses Ideal – das,

⁴ Vgl. F. J. Steinmetz, *Danksagung unter Illusionsverdacht*, in: GuL 44 (1971), 408–424.

was wirklich uneingeschränktes Lob verdient – überhaupt in dieser Zeit und in diesem Leben finden können. Es könnte doch sein, daß es dieses Ideal gar nicht gibt oder nur in wahrhaft eschatologischer Perspektive, die alle menschliche Möglichkeit überschreitet und nur durch einen Aufschwung in über-rationale Hoffnung zu erreichen ist. Dann aber käme es vor allem darauf an, diese Hoffnung zu stärken, nicht darauf, Stellen zu wechseln oder neuen Arbeiten nachzugehen. Solange das nicht gelingt, nützt den sich Trennenden aller Wechsel und alle Neu-Gruppierung nur wenig. Über kurz oder lang wird die alte Enttäuschung sie aufs neue heimsuchen und alles in Frage stellen. Es hat keinen Sinn, sich, unzufrieden mit seinen bisherigen „Beschäftigungen“, neuen Karrieren unter Voraussetzungen zuzuwenden, die sie genau so fragwürdig machen wie die aufgegebenen. Man kann sich der eschatologischen Frage für einige Zeit entziehen, man kann gegen sie polemisieren, sie als überflüssige End-Spekulation weltflüchtiger Philosophen lächerlich zu machen suchen. Bleibt sie ganz ohne Antwort, dann bleibt auch unser Leben l'art pour l'art, und jedes neue Unternehmen ein bloßer Eskapismus, Ausflucht aus der bisherigen Rolle und nichts weiter.

II.

Die eschatologische Frage stellen, nach dem Ende aller Dinge suchen, heißt auch schon in neue Verwirrung geraten und in tiefere Problematik stürzen. Unsere Zeit ist ja nicht bloß gekennzeichnet durch Austritte, Rücktritte und Scheidungen aller Art, wir werden ebenso heimgesucht von *Spott und Kritik*, die beide radikal sind. Sie bleiben nicht bei Vorläufigkeiten stehen, sondern gehen aufs Ganze. Sie machen nicht bei den herkömmlichen Formen des Daseins halt, sie kritisieren ebenso, was irgendwo neu sich versucht, das Leben lebenswerter zu machen. Sie erklären alles in gleicher Weise als unsinnig und absurd, und von daher auch als in gleicher Weise erlaubt und berechtigt. Der christliche Glaube an ein gutes und glückliches Ende aller Dinge wird von Jahr zu Jahr auf größere Proben gestellt, die Verzweiflung wächst, bedroht Kirche und Gesellschaft in fast gleichem Ausmaß.

Woher kommt diese Verzweiflung, wie „begründet“ sich der totale Spott, die allgemeine Kritik, das abgründige Chaos? Was sind ihre Argumente? – Was da heute gesagt wird, ist es nicht immer noch dasselbe, was schon der zweite Petrusbrief zitiert: „Wo bleibt denn nun seine versprochene Ankunft? Seit unsere Väter sich schlafen gelegt haben, ist alles so geblieben, wie es von Anfang der Weltgeschöpfung an gewesen ist“ (3, 4). Das heißt, man beruft sich auf die scheinbar unabweisbare Erfahrung: das

angekündigte und erwartete Weltende, das Gericht und Gerechtigkeit bringen sollte, sei ausgeblieben und werde auch in Zukunft nicht stattfinden. Folglich sei alles gleichgültig bzw. gleichunsinnig, entsprechend der Einstellung, die der einzelne zum Weltgeschehen habe.

Die Antwort, die der Verfasser des Briefes an die im Glauben Verunsicherten von damals richtet, scheint simpel und enthält doch das Entscheidende, was dazu gesagt werden kann: „Dies eine dürft ihr nicht übersehen, ihr Lieben: Ein einziger Tag bei dem Herrn ist wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind wie ein einziger Tag. Der Herr schiebt seine Verheißung nicht hinaus, wie das gewisse Leute meinen. Vielmehr läßt uns seine Geduld noch Zeit; denn er will nicht, daß irgend jemand umkomme, sondern vielmehr, daß alle den Weg zur Umkehr finden. Kommen aber wird der Tag des Herrn wie ein Dieb . . . ein neuer Himmel und eine neue Erde ist es, die wir nach seiner Ankündigung erwarten; und in ihnen wird Gerechtigkeit wohnen“ (3, 8–13). Gott läßt immer wieder Zeit, weil er geduldig ist. „Bedenkt, daß an der Geduld, die der Herr mit uns hat, unser Heil hängt!“ (3, 15). Wer jedoch meint, er könne diese Geduld als Schwäche oder gar als leeres Gerede verspotten, muß damit rechnen, daß Gott wie ein Dieb in sein Leben einbricht und Gericht über ihn hält.

Nun freilich, das ist eine Mahnung, für die nicht viel zu sprechen scheint. Die Erfahrung des Alltags sieht das sukzessive Ende der einzelnen, bemerkte ihr vielleicht plötzliches Dahinscheiden, stellt nüchtern den allgemeinen Tod fest. Sie erkennt weder Gerechtigkeit noch Gericht. Hier zeigt sich wieder einmal, daß der christliche Glaube nicht einfach bloß menschliche Erfahrung wiedergibt, sondern sie überschreitet. Der Mensch wird gefragt, ob er bereit ist, das eigene Vorverständnis von Wirklichkeit korrigieren zu lassen oder nicht. Die Wirklichkeit als ganze muß durch die christliche Botschaft verändert werden⁵.

Wenn hinter der allgemeinen Kritik und dem ungehemmten Spott, die uns heute umgeben, der eschatologische Zweifel steckt, dann hat es nicht viel Sinn, mit Alltagserfahrung gegen sie antreten zu wollen. Vielmehr sind wir aufgerufen, uns zu fragen, ob die Überzeugung, mit der wir für unsere Lebensweise oder bestimmte Traditionen und Lehren eintreten, eine Grundlage hat, die dem Spott der Spötter und der Kritik der Kritiker gewachsen ist. Hat sie das nicht, dann ist der Übertritt in ihr Lager nur noch eine Frage der Zeit. Es geht nicht an, daß wir uns über ihren Spott beklagen, obwohl unser Herz im Grunde schon genauso von eschatologischen Enttäuschungen zerfressen ist, wie das ihre. Unsere Überzeugungs-

⁵ Vgl. P. Knauer, *Verantwortung des Glaubens* (Frankfurter Theologische Studien, Bd. III), 1969.

kraft steht auf schwankendem Boden, solange der eschatologische Zweifel nicht einmal gesehen, geschweige denn überwunden ist. Und das gelingt sicher nur durch die Zumutung einer radikalen Uminterpretation unserer Alltagserfahrungen im Sinne des christlichen Glaubens, der möglich ist, der zwar nicht verifiziert, aber auch nicht falsifiziert werden kann. Darauf, nicht auf vordergründige Moralpredigten käme es auch heute entscheidend an.

III.

Vielleicht nicht so offensichtlich wie die zuvor skizzierten Phänomene und doch gefährlich genug ist eine Enttäuschungs-Folge, die sich als *stilles Nichtstun* manifestiert. Auch sie hat verschiedene Gesichter. Sie zeigt sich als innere Emigration oder Flucht aus der Öffentlichkeit in eine scheinbar befriedigende Privat-Welt, als Abkapselung der Jugend vor dem Problem des Alters, als Absonderung von „Elite-Gruppen“ aus der degenerierten allgemeinen Gesellschaft, als Rauschgift-Paradies inmitten der unerträglichen Wirklichkeit des universalen Zerfalls usw. Was alle diese – gewiß verschiedenartigen und noch einmal unterscheidbaren⁶ – Phänomene charakterisiert, ist die Neigung zum Nichtstun, zum *bloßen Abwarten*.

Wir meinen hier nicht jene Playboys und harmlosen „Lebenskünstler“, die sich einfach keine Gedanken machen und sorgenlos dahinvegetieren. Angesprochen sind jetzt jene ehemals engagierten Weltverbesserer, die schließlich, zuweilen schon nach erschreckend kurzer Zeit der Anstrengung, ein solches Ende nahmen. Davon betroffen sind nicht selten ausgesprochen aktive Politiker und Ideologen, Menschen, die neue gesellschaftliche Systeme erfanden und propagierten, bessere Gesetze entwarfen und durchzusetzen versuchten. Die Erfahrung des Alltags und seiner unübersteigbaren Widerstände hat sie resignieren lassen. Immer deutlicher sahen sie sich selbst als Sisyphos, als jemand, der vergeblich versucht, einen stets zurückrollenden Felsbrocken bergauf zu wälzen.

Auch ihre Haltung zeigt Enttäuschung. Aber sie ist relativ gemäßigt. Sie beschränkt sich auf das Verhältnis der menschlichen Aktivität zu den greifbar-sichtbaren Resultaten. Als ursprünglich überzeugte Aktivisten wurden sie vom Leben eines Besseren belehrt. Es kam vieles anders, als sie dachten. Die Möglichkeiten einer Mitbestimmung schrumpften auf ein Minimum zusammen. Ihr Aktivismus schlug um in tiefresignierte Passivität. Das Licht der Hoffnung ist klein geworden, brennt aber noch.

Gibt es eine Möglichkeit, einem derart Enttäuschten zu heilsamer Enttäuschung zu verhelfen? Bloße Moralpredigten führen hier sicher nicht

⁶ Vgl. die Dokumentation über die Verzweiflung als Angstsymptom, in: Concilium 6 (1970), Heft 11.

weiter. Vielleicht versuchen wir es einmal ganz anders, indem wir zugeben, daß er ja im Grunde durchaus recht habe mit seiner Resignation, indem wir ihn loben, daß er die Brüchigkeit seiner bisherigen Lebensauf-fassung durchschaut habe. Man könnte behutsam versuchen, ihm zu erklären, daß seine Skepsis und Enttäuschung noch nicht radikal genug seien. Man könnte von Kohelet (dem Prediger des AT) berichten, der schließlich zu der Erkenntnis kam: „Und nun prüfe ich alle meine Werke, die meine Hände vollbracht, und die Mühe, die ich beim Schaffen aufgewendet, und es ergab sich: Alles ist Nichtigkeit und Haschen nach Wind, und es bleibt kein Nutzen unter der Sonne!“ (2, 11). Es wäre denkbar, daß dann der kümmerlich glimmende Funke der Hoffnung, bedroht vom Sturmwind alter und neuester Skepsis (vgl. Samuel Becket, *Spiel ohne Worte*) auf-lodert zu heller Flamme mit größerer Aktivität.

Der Aktivismus des Anfangs ist oft wirklichkeitsblind. Er meint ohne Hoffnung zureckkommen zu können. Die Resignation muß ihn von seinem Irrtum befreien. Er muß sich loslassen und sich neu für die Quelle aller Aktivität öffnen, die da Gott-Vertrauen heißt. Er muß lernen, daß echte Hoffnung und Aktivität kein Widerspruch sind. Er muß einsehen, daß jede Anstrengung ohne Hoffnung eitel ist, und er wird begreifen, daß Hoffnung, die bloß wartet, den Menschen zur Marionette des Schicksals degradiert. Aber er wird über den Wert seiner Arbeit nicht mehr selbst-zerstörerisch urteilen, sondern das Urteil der von Gott her kommenden Zukunft überlassen. Sein Motto könnte von nun an heißen: „Vertraue so auf Gott, als wenn du nichts, Gott jedoch alles bewirkte; arbeite aber so, als wenn der ganze Erfolg allein von dir und nicht von Gott abhinge“⁷.

Voraussetzung dafür ist freilich die Einsicht, daß es letztlich gleichgültig ist, ob die Parusie des Erlösers bald oder später eintrifft, ob die erlösende Vollendung der Gottesherrschaft schon morgen oder in ferner Zukunft zu erwarten ist. Entscheidend bleibt, daß wir überhaupt mit ihr rechnen. Ganz nüchtern gesprochen: wir sollten weder in Nah- noch in Fern-, sondern in Stets-Erwartung leben. Immer gilt, was Paulus im Römerbrief erklärt: „Wenn wir erhoffen, was wir nicht sehen, müssen wir in Geduld darauf warten“ (8, 25). Das wiederum bedeutet, die Konflikte, das Unberechenbare, das Widersprüchliche und Unübersehbare unseres Lebens geduldig und in Zuversicht auszuhalten. Es verlangt, daß wir bereit sind, in ständigem Mühen, aber in Hoffnung, immer wieder aufs neue den Weg zur absoluten Zukunft zu suchen. Das allerdings ist keine bloß menschliche Möglichkeit, sondern christliches Angebot.

⁷ Vgl. F. J. Steinmetz, *Hoffnung als Antrieb zur Tat*, in: *Verantworteter Glaube* (Hrsg. O. Knoch, F. Wulf), Würzburg-Stuttgart 1971, 84–94.

IV.

Was aber ist mit jenen, die schon gestorben sind? Dürfen und können wir auch für sie noch hoffen? Oder nützt die Parusie vielleicht nur denen, die bei ihrem Eintreffen noch am Leben sind? Die größte Enttäuschung, die unser Leben durchzieht, ist doch die *Enttäuschung über den Tod*. Alles andere, was uns Kummer bereitet, die Abschiede, der Spott, die Kritik, die Mißerfolge, das Altwerden, die Verschuldungen, die Krankheiten usw., all das erscheint klein und gering vor dieser letzten Frage, die man volkstümlich in die Worte faßt: Gibt es wirklich ein Leben nach dem Tode?

Bei der allgemeinen Verwirrung, die heutzutage gerade auch in bezug auf diese Frage um sich greift, ist es angebracht, zunächst einmal an einige grundsätzliche Aussagen neutestamentlicher Botschaft zu erinnern. Eine der frühesten urchristlichen Stellungnahmen ist im ersten Thessalonicherbrief nachzulesen: „Wenn wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, so doch auch, daß Gott die Entschlafenen durch Jesus mit ihm zusammenführen wird“ (1 Thess 4, 14). Man sieht, Paulus sprengt schon in seinem ältesten Brief die Engführung einer Parusie-Frömmigkeit, die der Ansicht ist, das Kommen Christi habe nur für noch Lebende Bedeutung⁸. Der Gedanke, daß tatsächlich noch einige bei seiner Parusie unter den Lebenden weilen, wird zwar nicht absolut zurückgewiesen, ist aber nicht der eigentliche Inhalt der paulinischen Aussage. Vielmehr: Wenn Christus kommt, wird er Lebenden und Verstorbenen ohne Unterschied das Heil bringen. „Wir Lebenden werden, wenn wir bis zur Ankunft des Herrn am Leben bleiben, den Entschlafenen nichts voraushaben“ (1 Thess 4, 15).

Ist etwas anderes überhaupt denkbar? Kann ein unendlich liebender Gott ein personales Geschöpf schaffen, um es dann doch wieder, über kurz oder lang, ins Nichts zurückzuschicken? Gehört es nicht zum Wesen jeder echten Liebe, daß sie das, was sie liebt, auf ewig in dieser Liebe zu erhalten sucht? Wer wirklich an Gott glaubt, kann nicht anders, als auch an ein ewiges Leben und die Auferstehung der Toten glauben. Wenn wir richtig sehen, dann ist jedoch dieser letzte Glaube an die Auferstehung nicht irgendein zusätzlicher Glaube, sondern ein wesentliches Element dieses Gottesglaubens selbst. Wer an sie zu glauben vermag, der ahnt auch, was Gott heißt. Vorstellen können wir uns Auferstehung so wenig wie Gott selbst. Wo der Unglaube Gottes Ohnmacht erwiesen meint, bekennt der Glaube, was eigentlich und letztlich Gottes Allmacht vermag.

⁸ Vgl. F. J. Schierse, *Oster- und Parusiefrömmigkeit im Neuen Testament*, in: *Strukturen christlicher Existenz*, Würzburg 1968, 37–57.

Natürlich möchten wir „Genaueres“ wissen. Zweifellos gibt es im Neuen Testament ausführlichere Darlegungen, deren mystisch-aszетischer Reichtum offensichtlich ist (vgl. 1 Kor 15, 1–58; 2 Kor 5, 1–10; Röm 8, 31–39). Wer sie liest, wird erkennen, daß der Apostel anführt, was immer geeignet ist, um uns in unserer Hoffnung zu stärken. Er wechselt die Perspektiven, gebraucht verschiedene Vorstellungs-Schemata, formuliert kosmologisch-apokalyptisch oder anthropologisch-hellenistisch. Man wird aber auch einsehen, daß die gemeinte Sache nicht anders als durch Bilder und Gleichnisse wiedergegeben werden kann. Eine kritische Auslegung, die gewiß nötig ist, wird deren Relativität ins Bewußtsein heben. Ganz aufheben oder gar überwinden kann sie sie nicht. Sie müßte sonst die Schranken menschlichen Sprechens und Denkens überhaupt übersteigen.

Vielelleicht aber quält uns die Frage, ob denn nun zwischen dem individuellen Tod des einzelnen Menschen und der universalen Vollendung der Schöpfung am „Tage der Parusie“ so etwas wie ein „Zwischenzustand“ anzunehmen sei. Damit ist nicht die Lehre vom sogenannten Fegfeuer (Purgatorium) gemeint (die ihre Berechtigung hat, aber hier ausgeklammert bleibt), sondern die Vorstellung vom zeitweilig leibgelösten Zustand der Verstorbenen vor der Auferstehung des Fleisches. Der fragliche Text, einen „Zwischenzustand“ betreffend, findet sich im Philipperbrief und lautet: „Das Leben heißt Gewinn . . . Nach beiden Seiten zieht es mich: Ich hätte wohl Lust, von hier zu scheiden und bei Christus zu sein; und das wäre auch viel besser“ (1, 21 ff.). Die hier von Paulus angedeutete, postmortale Christusgemeinschaft wurde für die Vorstellung vom Zwischenzustand ausgewertet. Diese Auslegung aber steht auf schwachen Füßen.

Zumindest ist doch wohl klar, daß im Kontext keinerlei Andeutung vorliegt, hier werde das Bei-Christus-Sein als ein Weniger an Christusgemeinschaft, an Seligkeit und Heil verstanden. Ein qualitativer Unterschied zur Parusie-Erwartung ist in dieser Aussage des Apostels sicher nicht festzustellen. Es ist zwar bekannt, daß sich bereits in spätjüdischer Zeit eigentümliche Vorstellungen, einen Zwischenzustand betreffend, herausbildeten. Irgendwie verlangt die Annahme einer Toten-Erweckung am sogenannten Jüngsten Tag eine Reflexion über den Zustand des einzelnen nach seinem persönlichen Tod. Aber es müßte bewiesen werden, daß man diese religionsgeschichtlichen Parallelen so einfach auf Paulus übertragen kann. Das Verhältnis von individuellem Tod und Parusie ist ja gerade das Problem, ihre Diastase darf nicht schon bei der Argumentation vorausgesetzt werden.

Die Differenzen zwischen den verschiedenen paulinischen End-Aussagen sind viel wahrscheinlicher folgendermaßen zu interpretieren: „Paulus übernimmt von seiner Umwelt und seinen eigenen jüdischen Traditionen

her das unverbundene Nebeneinander *verschiedener* Vorstellungen (Auferstehung und himmlische Seligkeit) und interpretiert, besser: *finalisiert* beide Vorstellungen auf die eschatologische Christusgemeinschaft hin um. Allgemeine Auferstehung bzw. Verwandlung (als ‚Teil‘ des Parusiegeschehens) und persönliches Sterben führen zum gleichen: Der Glaubende erreicht die volle Schicksalsgemeinschaft mit Christus⁹. Mit anderen Worten: „Wenn wir leben, leben wir für den Herrn; und wenn wir sterben, sterben wir für den Herrn. Im Leben also wie im Sterben gehören wir dem Herrn. Denn dazu ist Christus gestorben und wieder zum Leben gekommen: um über Tote wie Lebendige der Herr zu sein“ (Röm 14, 8 f.). Der recht volkstümliche Ausdruck „Zwischenzustand“ entspringt also weitgehend einer ungeklärten Vorstellungswelt, kann aber den positiven Sinn haben, die sozialen und kosmischen Bezüge christlicher Auferstehungshoffnung vor einer individuell-abstrakten Jenseitessenatologie („man kommt nach dem Tode in den Himmel“) zu bewahren. „Schließlich findet auch die Auferstehung Christi ihre letzte Vollendung erst in der ewigen Vollendung der Kirche als seines mystischen Leibes und als der ‚Fülle Christi‘“¹⁰. Entsprechendes kann von der persönlichen Heimkehr jedes Menschen zu Gott gesagt werden.

Zum gleichen Ergebnis kommt man durch umgekehrte Betrachtung. Schon im Hinblick auf jene Exegeten, die als allzu „konsequente Eschatologisten“ in die Geschichte eingegangen sind („die Botschaft Jesu besteht hauptsächlich in der Erwartung der nahen Gottesherrschaft“), wurde mit Recht der Einwand laut, wie denn etwas habe ausbleiben können, das niemals eintreten konnte. Man wollte so mit spöttischem Unterton zu verstehen geben, daß Parusie, trotz aller Bildhaftigkeit apokalyptischer Sprache und Vorstellung (vgl. 1 Thess 4, 16–18), nicht mit dem feierlichen Einzug eines Königs oder Kaisers zum Volksfest verwechselt werden dürfe. Im Grunde geht es um die Vollendung aller Geschichte, darum, daß Gott, wie es Paulus in 1 Kor 15, 28 formuliert, einmal „alles in allem“ sein wird. Das aber ist schließlich ein Prozeß, kein punktförmiges Geschehen, ein Prozeß, der schon begonnen hat und vielleicht unaufhörlich in Gang bleiben wird. „Die Glaubensaussagen von einer Vollendung von Geschichte und Welt sind nicht identisch mit den Aussagen von einem ‚Ende der Welt‘“¹¹. Wenn auch die Diskussion über diese schwierige Frage noch keineswegs abgeschlossen ist, so kann dennoch kein Zweifel darüber bestehen, daß das Neue Testament unter Parusie nicht ein Ereignis versteht, was irgendwann

⁹ G. Greshake, *Auferstehung der Toten*, Essen 1969. 300.

¹⁰ A. Ahlbrecht, *Zwischenzustand*, LThK X, 1442.

¹¹ G. Greshake, a. a. O. 410.

einmal kommen wird, sondern einen Umwandlungsprozeß, an dem alle Menschen Anteil haben können.

V.

So laufen schließlich alle unsere Überlegungen auf ein dreifaches „Entweder-Oder“ hinaus:

Entweder erfüllt sich unser nicht austilgbares Verlangen nach einem Ideal in Gott – *oder* wir werden das Opfer einer fortschreitenden Demaskierung alles Irdischen bis zur Versuchung, an allem zu verzweifeln und an die allgemeine Lüge zu glauben.

Entweder wir finden das, was wir reuelos verehren können, in Gott – *oder* uns wird alles Irdische immer mehr seine Brüchigkeit enthüllen, und wir selber werden, im nicht mehr zu sättigenden Kritisieren, zum Zerbrecher aller Dinge bis hin zur grimmigen Feststellung des totalen Bruches.

Entweder wir dienen durch alle irdischen Dienstverhältnisse hindurch letztlich Gott – *oder* die Enttäuschung über die mir vorgetäuschten Majestäten führt uns in einen blutenden Trotz, bis wir schließlich verzweifelt selber dem Machtrausch verfallen, zu Tyrannen gegen alles werden und die Gewalttätigkeit anbeten. Die Terror- und Horror-Aktionen der letzten Monate an vielen Orten unserer Erde sind dafür (trotz des weltweiten Entsetzens, das sie auslösten) nur eine relativ harmlose Illustration.

Der Glaube an die „Wiederkunft Christi“ scheint ein grotesker Fremdkörper im Aufklärungshorizont des 20. Jahrhunderts, denn sie ist, wie treffend gesagt wurde, „der Einbruch des Unverfügaren in das selbstgenügsame Ghetto unserer absoluten Diesseitigkeit.“ Dennoch könnte es sein, „daß das Evangelium über der Bedrohung der Freiheit in den Mechanismen unserer Technokratie wieder so hochpolitisch wird wie im Jahrhundert seines Ursprungs“¹².

*

Vermutlich hat auch diese kurze Beschäftigung mit der Eschatologie, mit den sogenannten „letzten Dingen“ enttäuscht. Aber das war zu erwarten, und es ist gut so. Was uns trägt, ist nicht unser Wissen vom Ende, sind nicht unsere Systeme, unsere mehr oder weniger tiefssinnigen Erkenntnisse. Was trägt, ist einzig die wirkliche Hoffnung. Es gibt heilsame Enttäuschungen.

Was die Enttäuschungen des Alltags von dieser letzten Enttäuschung unterscheidet: Jene können zu neuen Täuschungen verführen, diese nicht.

¹² Was heißt – „Wiederkunft Christi“? Analyse und Thesen: Paul Schütz. Stellungnahmen: M. Löhrer, H. U. von Balthasar, E. Vályi Nagy, H. Ott, Freiburg 1972. 33.

Viele Enttäuschungen sind selbstverschuldet. Wir selbst hatten uns getäuscht und mußten so notwendig enttäuscht werden. An sich also ein höchst positiver, wenn auch demütigender Vorgang. Wir werden gezwungen, uns der Wirklichkeit zu stellen. Wir werden desillusioniert. Je radikaler das geschieht, um so größer ist die Chance, daß uns echte Hoffnung ergreift.

Die Enttäuschungen des Alltags hören deshalb nicht auf. Sie erscheinen auch nicht einfach in einem milderer Licht. Aber sie werden relativiert. Sie sind nicht so entscheidend, daß man ihretwegen am Leben verzweifeln müßte. Das Leben ist mehr als Nahrung und der Leib mehr als Kleidung (Mt 6, 25). Letztlich liegt es nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes freiem Erbarmen (Röm 9, 16). Das ist die eschatologische Enttäuschung, die Ent-täuschung zum Heil, weg von der Illusion der Leistungs-Gerechtigkeit, hinein in die Wahrheit der Gnade.

Natürlich hängt vieles davon ab, wie wir Menschen miteinander umgehen. Hoffnung entsteht nicht einfach von selbst. Sie will vermittelt werden. Dazu braucht es Gemeinschaft, dazu schafft Gott die Kirche. Und das nicht als Ersatz, wie rhetorisch-oberflächlich gesagt wurde: Jesus verkündete das Gottesreich, die Kirche war's, die kam! (A. Loisy). Sondern die Kirche als Gemeinschaft derer, die das Wunder der Hoffnung erfahren und weiter vermitteln.

Es kann schon sein, daß dann in dieser Gemeinschaft auch die Zeichen der Hoffnung geschehen, wie sie das Neue Testament beschreibt: „Sie werden Teufel austreiben und in neuen Sprachen sprechen. Schlangen werden sie aufheben können, und wenn sie ein tödliches Gift getrunken haben, wird es ihnen nichts schaden. Kranken werden sie die Hände auflegen, und sie werden sich wieder wohl befinden“ (Mk 16, 17). Auch heute gibt es Gemeinden, die über solche Wunder der Liebe verfügen. Die Nähe Gottes kann greifbar nahe werden, sie kann unsere Hoffnung stärken und stützen. Dennoch hoffen wir, wie es Paulus sagt, auf etwas, was wir noch nicht sehen. „Wo das Erhoffte zu sehen ist, da bedarf es keiner Hoffnung; denn warum sollte jemand auf etwas hoffen, was er sieht?“ (Röm 8, 24).